

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

## Deutschen Rundschau

Nr. 19.

Bromberg, den 24. Januar

1928.

### Die Reisemädels.

Roman von Hermann Lint.

Copyright by Der Zeitungs-Roman-Vertrieb, Berlin W. 9.  
10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

10.

„Ich muß wieder mit meiner Lebensgeschichte beginnen,“ sagte Guido, als sie sich am nächsten Vormittag an ihrem gewohnten Platz oberhalb Brunates trafen. „Gib mir deine Hand und setz dich neben mich. Und versprich mir, Beate, daß du — so seltsam dir alles klingen wird, was ich erzähle — aufspringen oder davonlaufen wirst und daß du mich nicht unterbrechen wirst, bis ich alles heruntergebeichtet habe.“

Er sah hinunter in die besonnte Ebene, über die sich heute wieder der blaueste Himmel spannte, den man sich denken konnte.

Wie seltsam war wieder sein Tonfall? War es ihm bitterernt oder scherzte, spielte er mit irgendeinem Einfall, der ihm über Nacht gekommen war?

Sie saßen ein paar Minuten, ohne etwas zu sagen. Endlich begann Guido zu sprechen.

„Stelle dir vor, Beate, jemand, der so ist, wie du mich kennen gelernt hast, mit einem Abscheu gegen alles Konventionelle und einem Drang nach Welt und eigenem Erleben, der eine Jugend hinter sich hat, in welcher alles um ihn her ihm wie eine sehr schlecht verstandene Vornehmheit vorgekommen ist, der allmählich einen Abscheu vor den Leuten kriegt, die immer nur fragen: „Muß man das gesehen haben?“ oder: „Gehört das zum guten Ton?“, die immer nur von jemand wissen wollen, „wer“ er ist und nicht „wie“ er ist, ein solcher junger Mann kommt eines Tages in den Besitz völliger Freiheit. Er ist frei, hat Geld, er ist besessen von der Idee, allerlei Dinge zu tun, die andere nicht tun. Er geht auf seine Güter und spricht mit seinen Untergebenen, als ob sie seinesgleichen wären, einen armen Burschen, der gescheltert ist als die anderen, schickt er nach Kanada; er soll sich die Welt ansehen. Schenkt den Bauern ein Auto und läßt ihnen Radio legen. Er läßt sich eine Gesellschaft ein, die alles andere wie „gesellschaftlich“ ist, Poffenreißer, Artisten, wunderliche alte Gelehrte, Dichter ... Menschen jedenfalls, von denen man in der fashionablen Chronik der Gesellschaft nichts erfährt. Das ist für ihn die Hauptsache. Aber im Grunde genommen ist er kein Bohemien. Er sehnt sich nach Häuslichkeit. Aber wo die Frau hernehmen? Seine erste Erfahrung steckt ihm in den Gliedern. Er weiß, wie es tut, wenn man mit einer Frau tagtäglich zusammen sein muß, mit der keine Bindung besteht.

Aber er ist im Grunde genommen viel zu gutbürgerlich geblieben, um „eine Reisesfreundin“ zu heiraten, ganz abgesehen davon, daß er eine solche in anständigen Kreisen gar nicht finden würde. Er lernt junge Mädchen und Frauen kennen. Aber wie eine Wahlvorstellung muß er immer denken: Wie wird sie auf Reisen sein, ob sie sehr fade ist, ob man mit ihr zusammenlebt wie gewissermaßen „in Pension“ mit Frühstück, Mittagessen und Abendbrot, daß einem nach acht Tagen immer wieder ein und dasselbe vorkommt? Vielleicht ist er ein bißchen Neurasthener in dieser Hinsicht ... aber man glaubt wirklich nicht, wie sehr man sich mit einer Frau auf Reisen langweilen kann, wie man

immer wieder irgendwelche neue Zerstreungen erfindet, nur um die Zeit totzuschlagen, und wie man sich dabei selbst totschlägt. Eine Reise, so wundervoll sie ist, wenn man sich versteht und sich gewissermaßen die Einfälle einander abjagt und immer das Empfinden hat, für den anderen mit zu genießen, so qualvoll wird sie, wenn man sie nur als ein Mittel zum Zweck betrachtet, zu dem Zweck nämlich, eine bestehende Ode durch möglichst viele Reizungen zu überdecken. Da kommt dem jungen Mann ein Einfall. Ein Einfall, der mit dieser Idiosynkrasie zusammenhängt. Er will drei Mädels ... drei jungen, unbemittelten Mädels eine Reise nach Italien ermöglichen. Er will an ihrer Reise von ferne miterleben, was er selbst nicht erleben durfte. Er klügelt sich die Sache aus und setzt sich mit einem bekannten Justizrat in Verbindung, der ihn zuerst auslacht. Aber der junge Mann läßt nicht locker. Bis auch der alte Justizrat anfängt, sich für den Plan zu interessieren und sich als Drahtzieher dieser Komödie hergibt ... Man sucht drei Mädels aus möglichst verschiedenen sozialen Quartieren aus der Fülle der Bemerkungen heraus, freilich doch wieder drei Menschen, die nicht durch eine allzu große Klust voneinander getrennt sind, bei denen allen dreien ein guter bürgerlicher Kern das Zentrum ihres gesellschaftlichen Wesens ausmacht ... Man läßt sie reisen ... berichten ... über sich selbst berichten ... Und der junge Mann bleibt in dem Gedanken zurück, daß vielleicht eines dieser drei Mädels ...

Guido stockte.

Er sieht auf Beate, die in völliger Erstarrung neben ihm sitzt. Er fühlt diese Erstarrung an dem langsamen Kaltwerden ihrer Hand ... an ihrem Blick. Aber kein Wort geht über ihre Lippen, keine Silbe bringt sie hervor.

„Daß mich weiter erzählen ... Schon beim Abschied auf dem Bahnhof, dem der junge Mann, sich hinter einem Zeitungsmagazin versteckend, betrauert, kommt eine unvorhergesehene Entwicklung. Unter den drei jungen Mädchen festelt ihn eine immer wieder von neuem. Er hat plötzlich das Empfinden, daß es bei diesem Wesen einer Reisesprobe eigentlich gar nicht bedürfe, daß er sie werben möchte, wie sie ist ... Er entsinnt sich plötzlich, daß schon das eine der Paphyros auf ihn einen mehr als gefälligen Eindruck gemacht hat. Jetzt sieht er das Mädchen in Wirklichkeit. Für einen Augenblick, aber dieser Augenblick genügt, um ihn zu entzünden. Er wartet auf die Berichte. Der erste Bericht ist von ihr ... Und als ob der Zufall mitspielte, als ob irgendwelche Gedankenübertragung existierte, schreißt sie über das Reisen ganz so, als ob er hinter ihren Gedanken gestanden hätte.“

Wieder pausiert er einen Augenblick.

„D, Beate,“ fährt er fort, „ich habe deine Sätze nicht vergessen. Schreibe du nicht zum Beispiel: „Wozu reisten diese Leute nach Italien? Wenn sie nur deshalb herkommen, um an kühlen Tagen gutgeheizte Zimmer zu haben, blieben sie besser daheim.““

„Ich habe das alles behalten. Aber seit diesem Tage hielt es mich nicht mehr in der Ferne. Ich wollte, müßte in deine Nähe ... Ich reiste ab. Der Justizrat schrieb mir von deinen Bildern, mit aufrichtiger, warmer Begleitung ... Seine Briefe erreichten mich schon unterwegs ... Ich hielt mich in deiner Nähe auf, ohne es zu wagen, mich zu erkennen zu geben. Bis schließlich hier oben ...“

Er sieht die immer noch Schweigende an.

Nach einer Sekunde fährt er fort:

„Beate ... Ich glaube, ich habe mit dieser Reisesprobe eine große Dummheit gemacht ... Nicht Euch Mädels gegenüber, aber mir selbst gegenüber. Ich habe geglaubt, Vorsehung spielen zu können, und das ist immer eine große



Dummheit. Man kann sich nun mal die Liebe nicht verbürgen, man kann sie nicht einem Meisterstück unterwerfen. . . . Man kann nicht sagen: „so“ oder „so“ muß eine Frau sein, mit der man durchs Leben reisen möchte. . . . Man kann sie gar nicht jucken und erst recht nicht ausjucken. Man muß sie einfach finden. Und ich versichere dir, Beate, schon auf dem Anhalter Bahnhof, als ich dich sah, wußte ich: die ist's, bei der . . . miete ich mich jederzeit in Pension ein . . . für ein ganzes Leben lang. . . .“

Er ist jetzt aufgesprungen und reißt sie mit sich in die Höhe.

„Beate . . . Beate . . .“ ruft er aus, „begreifst du nun, was ich gestern meinte, wenn ich sagte, daß ich dich von allen Skrupeln entbinden würde?“

Ihr Gesicht, über das ein Zittern von Verwunderung und erschrecktem Glück gelegen hatte, ist plötzlich ernst geworden.

„Ja, Guido . . .“ sagte sie, „ich begreife . . . und doch wieder nicht. . . .“

Sie setzt sich wieder auf die Böschung am Weg, wo sie eben gesessen haben und starrt vor sich hin.

Plötzlich leuchtet ihr Gesicht auf. Sie streckt ihm die Hände entgegen.

„Es ist so schön, daß alles so gekommen ist. . . .“, sagt sie, und er beugt sich zu ihr nieder.

„Hatte ich nun recht, wenn ich sagte, daß ich dir keine Skrupel nehmen könnte?“ fragte er nach einer Weile.

Da wird ihr Gesicht wieder ernster.

„Ich weiß nicht, ob du recht gehabt hast. . . .“, sagt sie dem Erstaunenden. „Dir und dem Justizrat gegenüber bin ich nun freilich frei, aber. . . .“

„Aber. . . .?“

„Setz dich ein wenig neben mich. . . . und hör mich so ruhig und ohne aufzuspringen, wie ich dir vorhin zugehört habe. . . .“, sagt sie und sieht ihn mit ihren großen dunklen Augen an.

Er setzt sich neben sie. Sein Gesicht zeigt zweifellos den Ausdruck eines, der schon alle Hindernisse eines Vorhabens wegeräumt zu haben glaubte und nun plötzlich vor einem neuen steht.

„Der junge Mann“, beginnt Beate lächelnd, „von dem du erzählt hast, tat gewiß etwas sehr Originelles und dabei sehr Menschenfreundliches, als er die drei Mädels auf die Reise schickte. Auch seine Absicht, einmal zu sehen, wie eine Reise nach Italien auf drei verschiedene „Girls“ wirken würde, ist durchaus anerkennenswert und begreiflich. Aber dieser junge Mann, den ich ja nachgerade einigermassen kenne, hat einen Fehler begangen. Er hat vergessen, daß auch er den drei Mädels gegenüber Verpflichtungen übernommen hat, daß er gewissermaßen bei allen dreien während dieser Reise Pate zu stehen hat. Die Verpflichtung, die er den Mädels auferlegt hat, — vielleicht aus einem wirklich triftigen Grunde, nämlich ihre Reise nicht durch romantische Liebesangelegenheiten gestört zu sehen, vielleicht auch — sie lächelt etwas — „aus dem Grunde, um selbst eine möglichst uneingeschränkte Wahl treffen zu können, diese Verpflichtung mußte auch ihm zu einer Pflicht werden. Er mußte unter allen Umständen vermeiden, eines der drei Mädchen durch seine eigene Person in die Gefahr zu bringen, ihr Versprechen zu verletzen und sich gegenüber den Reisegesährtinnen treulos zu zeigen. Dazu war „er“ verpflichtet. Der junge Mann wird selbst zugeben müssen, daß er von dem Augenblicke, da er einem der jungen Mädchen gewissermaßen als Liebhaber oder, soll man gar sagen, als „Verführer“ gegenübertrat, zwei Personen verkörperte, den Mäzen, den Reise-Paten, den „Vorgesetzten“ möchte man fast sagen, und daß sein anderes Ich zumindest während der Reise vermeiden mußte, mit dieser von ihm selbst gewählten Rolle in Konflikt zu kommen. Erkannte er das nicht, so mußte er das junge Mädchen nicht nur vore sich selbst in Konflikt bringen, sondern auch die Harmonie dieses Reise-Dreiklangs stören und schließlich seine eigene, so gut er dachte Idee preisgeben. Er mußte sich sagen: je friedlicher und verstehender diese drei Mädels miteinander gereist sind, gelebt und gehaust haben, um so peinlicher muß zweien von ihnen der Gedanke sein, daß diese ganze Reise gewissermaßen nur ein Glücksspiel der Liebe war und daß eine von ihnen den Treffer gezogen hat, wobei die beiden nicht bedenken werden, daß es bei einer Tombola auch vorkommen kann, daß man mit dem „Gewinn“ gar nicht einmal zufrieden zu sein braucht. . . .“

Sie hat ihn bei den letzten Worten wieder lächelnd angesehen. Er will etwas sagen, sie bedeutet ihm aber, daß sie noch keineswegs zu Ende ist.

„Die Mädels werden nicht nur — und vielleicht mit Recht — den Respekt vor dem Spender dieser Reise verlieren, der ihnen bisher als eine Art von verehrungswertem Geber erschien, sondern sie werden sich heimlich darüber ärgern, daß sie nicht auch irgendeine Gelegenheit wahrgenommen haben, mit den Wundern und Genüssen dieser Fahrt die Romantik persönlichen Erlebens zu ver-

binden. . . . und sie werden vielleicht der Erwählten den Vorwurf nicht ersparen, den „Preis“ in einer Art unworben zu haben, die man auf anderen Gebieten des Lebens als „illoyale Konkurrenz“ bezeichnet. . . . gleichviel ob dieser Vorwurf nun berechtigt ist oder nicht. Das alles hat der besagte junge Mann völlig außeracht gelassen. Er ist vielleicht im Leben zu sehr gewöhnt gewesen, seinen Impulsen ungehemmt zu folgen. Er hat junge Leute nach Kanada geschickt und ist mit Zuchtschweinen Viererzug gefahren und er hat sich bei all seinen guten Vorzügen eine gewisse Rücksichtslosigkeit angewöhnt, wie alle Menschen, die nicht bedenken, daß jedes Tun irgendwie verpflichtet. Darum ist ihm auch plötzlich die Idee gekommen, diese Reise ebenso plötzlich abbrechen zu können, wie ihm der Einfall dazu gekommen ist, so etwa wie ein Jongleur, der eben noch verschiedene Gegenstände kunstgerecht in der Luft herumwirbelt hat, mit einem einzigen mechanischen Nachlassen das Spiel abbrechen kann. . . .“

Guido hat den Kopf gesenkt. Ganz leicht fährt sie über sein blondes, jugenhaftes Haar. Es tut ihr plötzlich weh, den lebendigen, übersprühenden Mann, den sie liebt, in einer fast hilflosen Stimmung zu sehen.

„Guido. . . .“ sagte sie, fast flüchtig „sei nicht traurig. . . . nimm Vernunft an. . . . es sind noch knappe zehn Tage, dann sind wir in Berlin. . . . Bis dahin laß alles beim alten. . . . Niemand von den beiden soll erfahren, was hier oben und gestern abend zwischen uns gewesen ist. . . . Und erst später, wenn diese Reise längst Erinnerung geworden ist, sollen sie sich vielleicht ganz dunkel erinnern, daß du derjenige warst, den sie den hübschen, jungen Mann nannten und der ihnen so oft in Como begegnete. . . . Vielleicht, wenn sie uns später einmal besuchen. . . . denn das mußt du mir versprechen, Guido, besuchen dürfen sie uns oft, diese beiden, lieben Mädels. . . .“

Da ist Guido aufgesprungen. Als ob er sich weit ausreden will, schleudert er die Arme in die Luft.

„Beate. . . .“ ruft er aus, „du goldiges, vernünftiges Mädel. . . . Du hast mir ordentlich die Meinung gesagt. . . . Ich glaube, du wirst mir noch manchmal im Leben zu erzählen haben, was verpflichtet. . . . und obchon ich alle Pflichten immer lassen werde, dir werde ich sie glauben müssen. . . .“

Und nun kommen sie in ein langes, ununterbrochenes Plaudern. Es ist ihnen, als ob die italienische Gegenwart plötzlich versänke, als ob sie schon daheim wären, als ob er ihr das Land um sein Gut herum zeigen müsse. . . . sie plaudern von einem ins andere.

„Und nun sollen wir also allen Ernstes voneinander Abschied nehmen?“ fragt er, als von unten die Zwölf-Uhr-Glocken heraufläuteten. „Und ich darf euch. . . . dich. . . . nicht einmal in Berlin empfangen! Ich hatte mir das schon ausgedacht. . . . mit großen Blumensträußen am Bahnhof. . . . und einer kleinen Festerlichter im Adlon oder Esplanade. . . .“

Beate lacht. „Du hast dich eben zu früh aus dem Versteck gewagt, Guido. . . . Wärst du uns nicht nachgereist, hättest du uns in aller Ruhe von der Berliner Vogelperspektive beobachtet, dann könntest du jetzt mit Gut und Zylinder an die Bahn kommen. . . .“

„Weißt du,“ sagt Guido, „ich bin das Opfer meiner Voreiligkeit geworden. Und du, Beate, bist das Opfer deiner Gewissenhaftigkeit. Wirklich. . . . unsere Verlobung ist schrecklich gewissenhaft. . . . das muß man sagen. . . . Aber Recht haben wir beide. Denn ich bereue es keinen Augenblick, daß ich so ungeduldig gewesen bin. . . . Und du wirst deine Gewissenhaftigkeit wohl auch nicht bereuen?“

Er sieht sie fragend an.

Da stukt sie an seine Schulter. „Es wird eine schrecklich lange Zeit für mich werden. . . . bis wir uns wiedersehen“, sagt sie ganz leise. „Aber dann. . . . um so schöner. . . .“

Und langsam wenden sie sich dem kleinen Bahnhof des Funicolare zu.

Noch einmal hatte Beate den Freundinnen gegenüber eine Ausrede gemacht. Als sie Guido gegen Abend noch des gleichen Tages in den Nachtzug brachte. Und wie der Matländer Zug mit schnellem Tempo heranbrauste und nur ein kleiner Augenblick sie noch vom Abschied trennte, als Guido dann die Scheibe seines Abteils herunterließ und bis zu der großen Kurve, mit dem Taschentuch winkte, da hätte sie gerne irgendeinen Halt gefunden, irgendeinen Arm, in den sie gesunken wäre.

Draußen war Halbdämmer. Merkwürdig lichtgrau leuchteten noch die Berge um den See herum.

Sie sah hinauf nach Brunnato, glaubte den Winkel oberhalb des Bahnhofs noch erkennen zu können, wo sie sich zu treffen pflegten. Einzelne Sterne schienen schon am öst-



lichen Himmelsteil. Eine große Einsamkeit ergriff sie. Es war ihr, als ob ihr die plötzliche Überraschung, die ihr Guidos Erzählung bereitet hatte, erst jetzt in die Glieder führe. . . . Ob sie ihn nicht mit ihren Worten verlegt hatte? Ob sie nicht zu vernünftig, zu logisch gesprochen hatte, für diesen überströmend-jungenhaften Mann? Wenn sie nur einen Brief von ihm bekommen würde! Aber da sie in einigen Tagen abreisten, und dann nirgends lange seßhaft bleiben würden, so hatten sie verabredet, daß er ihr erst nach ihrer Ankunft in Berlin schreiben würde, die er ja am ehesten erfuhr, und daß sie sich dann sogleich treffen könnten. Ob dann noch alles beim alten sein würde? dachte sie. Ob seine impulsivste Natur, seine übermüthige Lebenslust. . . . Sie hatte plötzlich Angst vor neuen Einfällen, die er haben mochte. Sie mußte an das „Phantom“ denken und lächeln. . . . Jetzt wußte sie ja, wer das „Phantom“ gewesen war.

Verwirrt von allen diesen Gedanken kam sie nach der Pension zurück.

Erika saß und schrieb Briefe. Hanna hatte hingegen herausgefunden, daß an einer entlegenen Ecke Comos ein Kinotheater sei, in welchem heute ein deutscher Film gegeben würde. Sobald das irgendwo der Fall war, behauptete sie, schon aus patriotischen Gründen unbedingt hingehen zu müssen. Sie quälte Beate so lange, bis diese einwilligte, mit ihr zu gehen.

Und in dem engen kleinen Raum, der angefüllt war von rauschenden und keineswegs sich ruhig verhaltenden Italienern, vergaß sie für einige Stunden, daß Guido nun schon viele hundert Kilometer von ihr fort über die Wüden und durch die Rehrunnels des Gotthard fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

## Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(40. Fortsetzung.)

In Ulm war sie ihm zum erstenmal wie ein Vögel aus einem unbekanntem Lande erschienen, so erhaben war der Blick ihrer schönen blauen Augen, so majestätisch ihre Stirne, so sinnig jenes kleine Fleckchen zwischen den schönen dunklen Bogen der Brauen. Er hatte oft und viel darüber nachgedacht, worin denn der Zauber bestehe, der ihn so unwiderstehlich fessle? Die Ulmer Mädchen hatten frischere Wangen, lebhaftere Augen, ein schalkhafteres Lächeln und den fröhlichen frischen Glanz einer heiteren Jugend. Und dennoch war Marie unter ihnen gestanden still und groß wie eine Königin. War es vielleicht der dunkle Schleier ihrer Wimpern, der sich oft mit unnennbarem Reiz über das Auge herabsenkte, um das Geheimnis einer stillen Träne zu verhüllen? Waren es die feinen, geschlossenen Lippen, von süßer Wehmut umlagert? War es der zarte Wechsel der Farben auf ihren Zügen, die bald nur gebietende Hoheit auszustrahlen, bald das reizende Geheimnis leidender Liebe zu verraten schienen? Bertas Geisterkraft, Bertas fröhliche, neckende Günst hatte dieses ernstere Bild längst aus seinem Herzen verdrängt, und doch fühlte der arme Herr Dieterich die alte Wunde wieder bluten, als das Fräulein von Lichtenstein sich nahte. Aber welcher unbekanntes Macht sollte er es zuschreiben, daß Mariens Züge einen ganz anderen Ausdruck gewonnen hatten? Wohl lag noch eine hohe Würde in ihrer Haltung, auf ihrer Stirne, aber in ihren Augen glühte eine stille Freude, ihr Mund lächelte und scherzte, auf ihren Wangen waren die schönsten Rosen aufgeblüht. Sprachlos hatte Dieterich von Kraft diese Erscheinung angestarrt, und jetzt erst wurde er auch von dem alten Ritter bemerkt. „Seh ich recht,“ rief dieser, „Dieterich Kraft, mein Neffe! Was führt denn dich nach Stuttgart, kommst du etwa zur Hochzeit meiner Tochter mit Georg von Sturmleder? Aber wie siehst du aus? Was fehlt dir doch? Du bist so bleich und elend, und deine Kleider hängen dir in Fetzen vom Leibe?“

Der Ratschreiber sah herab auf das rosenfarbene Mantelein und erröthete. „Weiß Gott,“ rief er, „ich kann mich vor keinem ehrlichen Menschen sehen lassen! Diese verdammten Württemberger, diese Weingärtner und Schürzenjungen haben mich so zerfetzt. Aber wahrhaftig! Der ganze durchlauchtige Bund ist in meiner Person angegriffen und beleidigt!“

„Ihr dürft froh sein, Vetter, daß Ihr so davon gekommen seid,“ sagte Georg, indem er die Angekommenen in sein Gemach einführte. „Bedenket, Herr Vater, gestern nacht,

als wir vor den Thoren standen, hielt er Reden an die Bürger, um sie aufzuwiegeln gegen uns. Da hat ihn heute früh der Kanzler mollen köpfen lassen. Mit großer Mühe hat ich ihn los, und jetzt klagt er die Württemberger wegen seines zerfetzten Manteleins an.“

„Mit gnädiger Erlaubnis,“ sagte Frau Rosel und verbeugte sich dreimal vor dem Ratschreiber. „wenn Ihr meine Hilfe annehmen wollt, so will ich den Mantel flicken, daß es eine Lust ist. Da geht's, wie im Sprichwort: Hat der Junge den Rock zerrissen, hat der Alt' ihn flicken müssen.“

Herrn Dieterich war diese Hilfe sehr angenehm. Er bequemte sich, zu der Frau Rosel ans Fenster zu sitzen, um sich seine Gewänder zurecht richten zu lassen. Sie zog aus ihrer großen Bedertasche Zwirn von allen Farben und machte sich an die Wunden, die ihm die Württemberger geschlagen hatten. Sie unterhielt ihn dabei mit ergötlichen Reden von der Haushaltung und der Zubereitung verächtlicher Speisen, die in Frau Sabinas Kochregister nicht vorgekommen waren. Entfernt von diesem Paar, um die ganze Breite des Zimmers, saßen Georg und Marie im traulichen Flüstern der Liebe. Weder der gelehrte Johannes Bezius, weder Gabelkofer noch Crusius, so wichtige Kunde wir ihnen über diese Zeiten verdanken, wußten uns, was diese beiden an jenem Morgen zusammen flüsterien. Nur so viel können wir berichten, daß eine süße Ruhe auf Mariens Zügen lag, daß sie die schönen Augen bald freudig aufschlug, bald verschämt wieder senkte, daß sie bald lächelte, bald tief erröthete und manche Frage des Geliebten mit Küßen zurückdrängte.

Der Leser wird es uns Dank wissen, wenn wir ihn von einer Szene, die so wenig historischen Grund und Boden, also nach neueren Begriffen auch keinen Wert hat, hinwegführen und den Schritten des Ritters von Lichtenstein folgen. Er hatte seine Tochter unter der Pflege Georgs, seinen Neffen unter der kunstgerechten Hand der Frau Rosalie gelassen und schritt nun den Gemächern des Herzogs zu. Seine Züge, welchen Alter und Erfahrung einen sinnenden Ernst eingebrückt hatten, erschienen in dieser Stunde noch ernster — beinahe traurig. Dieser Mann hatte von seinen Vätern die Liebe zum Hause Württemberg geerbt, Gewohnheit und Neigung hatten ihn an die Regenten gefesselt, die während seines langen Lebens über Württemberg geherrscht hatten, und das Unglück und die Verleumdung, welche auf Ulrich unablässig hereinstürmten, hatten das Herz des alten Herrn nicht von diesem Herzog losreißen können, sie fesselten ihn nur mit noch stärkeren Banden. Mit der Freude eines Bräutigams, der zur Hochzeit zieht, mit der Kraft eines Jünglings, hatte er den weiten und beschwerlichen Weg von seinem Schloß nach Stuttgart zurückgelegt, als man ihm gemeldet hatte, daß der Herzog Leonberg erobert habe und auf Stuttgart zuziehe. Keinen Augenblick zweifelte er an dem Siege des Herzogs, und so traf es sich, daß er schon am andern Morgen der neuen Herrschaft Ulrichs nach Stuttgart kam.

Nicht so fröhlicher Art waren die Nachrichten, die ihm Georg mitteilte, als er mit ihm und Marien die Treppe hinaufstieg. „Der Herzog“, hatte ihm jener zugeflüstert, „der Herzog ist nicht so, wie er sollte; Gott weiß, was er in seinem Lande machen will; er hat unterweg sonderbare Reden fallen lassen, und ich fürchte, er ist nicht in den besten Händen. Der Kanzler Ambrosius Wolland —“ dieser einzige Name reichte hin, in dem Ritter von Lichtenstein große Besorgnisse aufzuregen. Er kannte diesen Wolland, er wußte, daß er zwar gelehrt, in allen Regierungsgeschäften überaus wohl erfahren, zu jedem, auch dem schwersten Dienst bereit, aber dabei ein Mann sei, der zum wenigsten schon öfter ein aewagtes, wo nicht falsches Spiel gespielt habe.

„Wenn der Herzog diesem sein Vertrauen schenkt, wenn er nur seine Ratschläge befolgt, dann sei Gott gnädig. Dem Ambrosius ist das Land ein Stück Leder, das man nach Willkür handhaben kann, er wird es zurechtschneiden wollen zu einem Koller für den Herzog, und die Abschnitzel für sich behalten. Aber, wie Frau Rosel zu sagen pflegt: Zerschneiden kann jeder Narr, aber wie zusammennähen?“ So sprach der alte Herr von Lichtenstein zu sich, als er durch die Galerien ging; er streichelte unmutig seinen langen, weißen Bart, und seine Augen glühten von Eifer für die gute Sache Württembergs.

Er wurde sogleich vorgelassen und traf den Herzog in großer Beratung mit Ambrosius. Der letztere hatte eine ungeheure Schwannensfeder in der einen Hand, in der andern hielt er ein Pergament, das mit schwarzer, roter und blauer Tinte in vielen zierlichen Schüßeln beschrieben war. Der Herzog spielte mit einem großen Sigill, das er in der Hand hielt, er schien mit sich zu kämpfen, er sah bald seinen Kanzler durchdringend an, bald heftete sich sein Blick wieder auf das Sigill. Sie waren beide so vertieft, daß Lichtenstein einige Minuten im Zimmer stand, ohne von ihnen bemerkt zu werden; er betrachtete mit großer Teilnahme die edlen Züge Ulrichs von Württemberg. Er sah, wie auf seiner Stirne, in seinen sprechenden Augen so verschiedene



Empfindungen wechselten. Bald runzelte sich seine Stirne, seine Augenbrauen zuckten, sein Auge rollte, dann glätteten sich diese Falten, aus seinen Blicken strahlte nur ein tiefer Ernst, der in Nachdenken überging, und oft schien ein Anflug von Güte den strengen Ausdruck seiner Züge zu mildern. Aber der im gelben Mäntelchen, mit der Schwannenfeder in der Hand, stand wie der Versucher vor ihm! Er wand und drehte sich vor ihm, wie die Schlange im Paradies, und das ewig stehende Lächeln, der Ausdruck von Ehrlichkeit, den er seinen grünen Augen zu geben wußte, wenn ihn sein Herr scharf ansah, sollten einladen, den Apfel anzubeißen.

„Ich kann nicht begreifen“, sprach er mit heiserer, seiner Stimme, „warum Ihr es nicht tun möget. Hat wohl Cäsar so lange gezaubert, als er über den Rubicon ging? Ein großer Mann hat große Mittel nötig, und die Mitwelt und die Nachwelt wird Euch preisen, daß Ihr diese Fesseln von Euch geworfen.“

„Weißt du dies so gewiß, Ambrosius Volland!“ entgegnete der Herzog, indem er ihn düster anblickte. „Man wird sagen: Herzog Ulrich war ein Tyrann. Er hat die alte Ordnung umgestoßen, die seinen Vätern heilig war, er hat den Vertrag, den er selbst aufgerichtet, gebrochen, er hat sein Land wie ein fremdes behandelt, er hat die Gesetze nicht gehalten, die —“

„Erlaubet,“ unterbrach ihn jener, „es kommt nur allein auf die Frage an: Wer ist Herr? Der Herzog oder das Land? Wenn das Land Herr ist, dann ist's was anderes. Dann freilich sind allerlei Paktten, Verträge, Klauseln und dergleichen nötig. Die Ritterschaft, die Prälaten und die Landchaft sind dann Meister und Euer Durchlaucht — nun, sind dann der, welcher den Namen dazu hergibt. Seid Ihr aber, was man so eigentlich Herr nennt, dann seid Ihr es auch, der Gesetze gibt. Jetzt habt Ihr das Heft in der Hand; jetzt noch seid Ihr Herr und Meister. Drum fort mit dem alten Recht, hier ist ein neues — da, nehmt in Gottes Namen die Feder, unterzeichnet!“

Der Herzog stand noch eine Weile unchlüssig, seine Wangen glühten, seine ganze Gestalt richtete sich höher auf, aber sein Auge hastete noch am Boden. Jetzt schlug er es auf, und es blühte vom Gefühl seiner Würde. „Ich heiße Württemberg,“ sagte er. „Ich bin das Land und das Gesetz — ich unterschreibe.“ Er streifte die Rechte aus, die Schwannenfeder aus der Hand seines Kanzlers zu empfangen, aber mit launster Gewalt wurde sein Arm von einer fremden Hand ergriffen und weggezogen. Erstaunt sah er sich um und blickte in die ruhigen, aber ernsten Züge des Ritters von Lichtenstein.

„Da! Willkommen!“ rief er, „mein geireuer Lichtenstein. Sogleich seht ich Euch Rede, laßt mich nur zuvor dies Pergament unterzeichnen.“

„Erlauben Eure Durchlaucht“, sagte der alte Mann. „Ihr habt mir eine Stimme zugesagt in Eurem Rat, darf ich nicht auch wissen um die erste Verordnung, die Ihr an Euer Land ergehen laßt?“

„Mit Eurer hochbednen Erlaubnis“, fiel Ambrosius Volland hastig ein, „das Ding hat Eile; die Bürgerschaft von Stuttgart versammelt sich schon auf der Wiese. Diese Schrift muß ihr vorgelesen werden. Es hat wahrhaftig Eile.“

„Nun, Ambrosius!“ sagte der Herzog, „so gar eilig ist es nicht, daß wir unserem alten Freund die Sache nicht mitteilen sollten. Wir haben nämlich beschlossen, uns huldigen zu lassen, und zwar nach neuen Verträgen und Gesetzen. Die alten sind null und nichtig.“

„Das habt Ihr beschlossen? Um Gottes willen, habt Ihr auch bedacht, zu was dies führt? Habt Ihr nicht erst vor wenigen Jahren den Tübinger Vertrag beschworen?“

„Tübinger!“ rief der Herzog mit schrecklicher Stimme, indem seine Augen von Zorn glühten. „Tübinger! Nenne dies Wort nicht mehr! Dort hatte ich all meine Hoffnung, dort war mein Land, meine Kinder, ha! Und dort haben sie mich verraten und verkauft. Ich bat, ich flehte, sie sollen zu mir halten, ich wollte Gut und Blut mit ihnen teilen — nichts! Man wollte von Ulrich nichts mehr. Das neue Regiment gefiel ihnen besser, im Glend haben sie mich schwächen lassen, haben zugegeben, daß Ihr Herzog in Verhöhnung war, haben geduldet, daß der Name Württemberg ein Hohngelächter wurde in allen Reichen — jetzt bin ich wieder Herr und Meister und habe das Heft in der Hand und will mir's nicht wieder aus der Hand wunden lassen. Haben sie ihren Eid vergessen, bei Sanct Hubertus, so ist mein Gedächtnis auch nicht länger. Tübinger Vertrag? Ich sag', der Teufel soll alles holen, was mit diesem Namen sich verknüpft!“

„Aber bedenken Euer Durchlaucht!“ sprach Lichtenstein, von diesem Ausbruch der Leidenschaft erschüttert, „bedenket doch, welchen Eindruck ein solcher Schritt auf das Land machen muß. Noch habt Ihr nichts als Stuttgart und die Gegend; noch liegen in Urach, Asperg, Tübingen, Göppingen überall bündische Besatzungen. Wird die Landchaft Euch

beistehen, den Bund zu verlassen, wenn sie hört, auf welche neue Ordnung sie huldigen soll?“

„Ich sag': ist mir die Landschaft beigestanden, als ich Württemberg mit dem Rücken ansehen mußte? Sie haben mich laufen lassen und dem Bund geduldet!“

(Fortsetzung folgt.)

## Etwas von Trinkgeldern.

Lord Rothschild in London gab eines Tages einem Taxichauffeur ein Trinkgeld, das nach deutschem Gelde etwa 50 Pfennige betrug. Der Mann, der den reichen Fahrgast kannte, murmelte wegwerfend, daß er von seinem Sohne meist den zehnfachen Betrag erhalte. „Das wundert mich ganz und gar nicht“, erwiderte Lord Rothschild, „denn er hat einen schwerreichen Vater, ich aber nicht.“

Als der amerikanische Multimillionär Vanderbilt einmal in Madrid einem Stiergefecht beipointete, bezahlte er über 1500 Mark an Trinkgeldern, um eine Loge für sich zu bekommen. Der Stierkämpfer, der nach einem aufregenden Gefecht den Stier tötete, erregte so sehr die Bewunderung Vanderbilts, daß er diesem einen Scheck über 15000 Mark als Belohnung übergab.

Als Zar Nikolaus I. von Rußland einmal England besuchte, wohnte er während einer Woche, während des Ascotrennens, im Schlosse von Windsor. Bei seiner Abreise ließ er für den Aufseher der Dienerschaft einen Betrag von rund 20000 Mark zurück und weitere 40000 Mark zur Verteilung an das übrige Personal. Außerdem erhielten die oberen Bedienten noch eine mit Diamanten verzierte Schnupftabakdose im Werte von je 10000 Mark.

## Bunte Chronik

\* Der Kragen als Intelligenzmesser. Dr. Octavia Lewin, eine bekannte Bostoner Ärztin, hielt dieser Tage einen bemerkenswerten Vortrag in einer Bostoner Krankenpflegerinnenschule, dem auch zahlreiche Latenypublikum beiwohnte. Dr. Lewin hatte sich als Thema ihrer Ausführungen den — Halskragen erwählt, den die Männlichkeit trägt oder vielmehr, dessen Unbequemlichkeit und Gesundheitschädlichkeit sie mit solchem stolischen Gleichmut erträgt, weil er nun einmal ein unumgängliches Attribut des gut angezogenen Mannes zu sein scheint. Dr. Lewin allerdings ist nicht dieser Ansicht; sie bezeichnet den Kragen der Männer als eine Torheit und ein Verbrechen gegen die Gesundheit, das gleich hinter dem vernünftigen und jetzt aber gottlob vergessenen „Schürkleibchen“ der Frauen komme. Ja, sie geht sogar noch weiter. Sie behauptet, daß es schlechweg ein Gradmesser für die Intelligenz eines Mannes sei, was für Kragen er trage, ob hohe und enge, oder weite und niedrige. Sie müsse umsomehr auf dieser ihrer Behauptung bestehen, als es ihr gelungen sei, nachzuweisen, daß das Tragen eines hohen und engen Kragens durch den Druck auf gewisse Nerven allmählich eine Verringerung der Intelligenz herbeiführt! — Da die gegenwärtige Kragenmode der Herren ganz allgemein den niedrigen und weichen Kragen vorschreibt und sogar eine starke Bewegung zugunsten des weichen und halbsteifen Kragens sich bemerkbar macht, so kann die Frau Doktor ja beruhigt sein; die Intelligenz der Männer ist nicht mehr gefährdet, wenigstens nicht durch den — Halskragen!

## Lustige Rundschau

\* Der Literaturkenner. „Kennst du Strindbergens?“ — „Ne, kann man wat dabei verdienen?“

\* Im Sufi. „Siehst die Kirche dort?“ — „Ne!“ — „Warte, ich zeig' se dir, wenn se wieder vorbeikommt!“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann & Co., beide in Bromberg.